



Du Pré, du-Pré-Darstellerin Watson



MUSIKSKANDAL

## Heilige Sünderin

Als Teenager durfte sie bei Pablo Casals studieren, als blondmähnige Virtuosa wurde sie vergöttert, mit 22 heiratete Jacqueline du Pré („Jackie“) den Dirigenten Daniel Barenboim. Dann erkrankte sie an multipler Sklerose und starb 1987, mit 42 Jahren. Seitdem hat die Jackie-Gemeinde die Verstorbene kanonisiert. Doch nun rampolieren ein Buch und, darauf basierend, ein Spielfilm (Hauptrolle: Emily Watson) die Gloriole: War die Heilige auch eine Sünderin? In ihrer Familienstory „A Genius in the Family“ behaupten Hilary und Piers du Pré, die Geschwister der Musikerin, die legendäre Kniegeigerin habe 16 Monate lang eine Affäre mit ihrem Schwager, dem Ehemann Hilarys, gepflegt – mit dem Placet der Schwester. Nachdem der Film „Hilary and Jackie“ in den USA und in England angelaufen war, wuchs sich die stille Wut des Publikums zum Sturm der Entrüstung aus: Du-Pré-Fans bombardierten die Zeitungen mit Drohbriefen. EMI Classics, du Prés langjähriger Plattenverleger, beilegte sich mitzuteilen, das Label habe seine Mitwirkung verweigert. Am heftigsten reagierte Barenboim: „Konnten sie damit nicht warten, bis ich tot bin?“

### Kino in Kürze

„Schule des Begehrens“ von Benoît Jacquot (nach einem Roman von Yukio Mishima) handelt, ganz ähnlich wie André Téchinés Film „Alice & Martin“, von einer attraktiven, selbstbewußten, nicht unerfahrenen Pariserin, die sich Hals über Kopf in einen hergelaufenen Kerl von spanischer oder nordafrikanischer Provenienz und animalischer Schönheit verliebt. Da kann nur Unheil dräuen. Im Falle von Alice (Juliette Binoche), die Violinistin ist, wird der junge Naturbursche von Furien gejagt, weil er sich für einen Vaternörder hält.



Huppert

Dominique hingegen (Isabelle Huppert), erfolgreiche Mode-Unternehmerin, die sich in der „Schule des Begehrens“ einen hübschen Stricher in ihr Appartement holt, muß leider feststellen, daß der ein verlogener Filou ist und bleibt. Im einen wie im anderen Fall handelt es sich um jene Art von französischem Feinkostkino, das vor allem mitführende Frauenherzen anspricht – zwei tränenselige Rollen für zwei wunderbare Schauspielerinnen nach dem Rezept: Liebesgeschichten müssen, um schön zu sein, nicht auch noch gut ausgehen.

LITERATUR

## Stilles Naß

Wasser ist Leben. Steht das nicht so in der Broschüre der Welthungerhilfe? Oder waren's die Stadtwerke, die damit werben? Erstaunlich, daß diese Weisheit noch als Grundidee taugt für einen ganzen Roman. „Vom Wasser“ erzählt der Theaterautor und Dramaturg John von Düffel, 32, in seinem Debütroman; von den Geschicken einer Papierfabrikanten-Dynastie in einem urdeutschen Zweistromland: Ihr Anwesen namens „Die Mißgunst“ liegt zwischen einem dunklen, unheimlichen Fluß und einem klaren hellen. Angefangen beim Gründer der Fabrik, dem Urgroßvater des Ich-Erzählers, ist der schwarze undurchsichtige Fluß für drei Generationen der Schicksalsstrom. Der Firmengründer findet darin den Tod, der Großvater findet durch ihn zu einer Frau.

Ganz plastisch tauchen da die Charaktere



aus der Vergangenheit auf, obwohl der Autor seine Figuren stets nur als „die Gnädige“ oder „der Krüppel“ bezeichnet. Manchmal springt die Geschichte auch in die Gegenwart, und das ist kein Gewinn: In

der Rahmenhandlung berichtet der Ich-Erzähler von seiner eigenen Verbindung zum Wasser. Er ist Langstreckenschwimmer, und nach einem mißglückten Ausflug ins offene Meer in Südfrankreich verläßt ihn seine Freundin. Das bleibt merkwürdig blaß, die Verweise auf die Familiengeschichte wirken bemüht. Das erstaunlichste an Düffels Roman ist aber ohnehin sein Ton. „Vom Wasser“ ist ein stilles Buch – gedacht und beschrieben wird viel und bisweilen überdeutlich, geredet kaum. Sehr ernsthaft und distanziert erzählt der Autor seine Geschichte, als ob es sich um eine Sage handelte; und doch wirkt das nur selten manieriert. Aus Düffels konsequent eingesetzten Wiederholungen und Rückbezügen entsteht ein Erzählfluß mit, in den Worten des Autors, „unzähligen knospenartigen kleinen Strudeln, die ineinander spielen, aufquellen und sich trollen“. Daß Düffel dabei nicht untergeht, ist eine Leistung, für die er schon viel Kritikerlob und den Aspekte-Literaturpreis erhielt. Aber die Strudel bremsen das Tempo, die Erzählung plätschert so dahin – mitreißen kann sie nicht.

John von Düffel: „Vom Wasser“. DuMont Buchverlag, Köln; 288 Seiten; 39,90 Mark.

## RECHTSSTREIT

## Posse um Goethes Club

Herbe Vorwürfe über Mißwirtschaft und Kungelei in der Münchner Zentrale des Goethe-Instituts präsentierte ein Bericht des „SZ-Magazins“ am vergangenen Freitag. Der Beitrag („Der Club des toten Dichters“) in der Beilage der „Süddeutschen Zeitung“ erschien trotz einer von der Berliner Literaturagentin Karin Graf erwirkten Unterlassungsverfügung. Graf, Ehefrau des Goethe-Generalsekretärs Joachim Sartorius, wehrte sich



Graf



Poschardt

gegen die Wiedergabe von Gerüchten, sie habe „einen noch nicht ganz von ihrer Agententätigkeit überzeugten Literaten“ mit Auslandstrips des staatlichen Goethe-Instituts geködert. Die Zustellung der am Donnerstag erwirkten einstweiligen Verfügung des Berliner Landgerichts durch eine Münchner Gerichtsvollzieherin gestaltete sich schwierig. Die Redaktion sei „offenbar vorgewarnt“ worden, so Graf-Anwalt Jan Hegemann: „An der Tür hing mittags ein Schild ‚Wegen Reinigung geschlossen‘.“

Die Verfügung sei schließlich der einzig im Verlagsbüro verbliebenen Sekretärin in die Hand gedrückt worden, die sich allerdings für unzuständig erklärt habe. Die Beilage erschien wie geplant. Sollte ein Gericht die Zustellung für rechtmäßig erklären, droht dem „SZ-Magazin“ ein Zwangsgeld von bis zu 500 000 Mark; zudem will Graf Schmerzensgeld fordern. Kommentar von „Magazin“-Chefredakteur Ulf Poschardt: „Wir sehen der Auseinandersetzung gelassen entgegen.“

## THEATER

## „Die Freiheit schnuppern“

Roberto Ciulli, 64, ist Gründer und Leiter des Mülheimer Theaters an der Ruhr, das zur Zeit als erste deutsche Bühne seit der iranischen Revolution beim nationalen Festival in Teheran gastiert.



Ciulli

**SPIEGEL:** Es gibt kein Kulturabkommen – wie gelang es Ihnen trotzdem, deutsch-iranische Theaterkontakte zu knüpfen?

**Ciulli:** Durch Hartnäckigkeit: Das Theater an der Ruhr arbeitet seit langem an dem Projekt, im Jahr 2001 mit einer dreiteiligen Faust-Produktion durch alle Länder an der alten Seidenstraße vom Mittelmeer bis nach China zu reisen. Dazu gehört der Iran.

**SPIEGEL:** Wie lange verfolgen Sie diese abenteuerliche Idee schon?

**Ciulli:** In Teheran bin ich vor fünf Jahren zum erstenmal gewesen, und seither öf-

ter. Doch erst 1998 sind die Dinge durch die neue Regierung in Fluß gekommen. Endlich konnten wir mit dem iranischen Kulturministerium einen regelrechten Gastspiel-Austausch-Vertrag schließen.

**SPIEGEL:** Wer hat die Stücke ausgewählt?

**Ciulli:** Die Iraner haben, zu meiner Überraschung, unsere Vorschläge ohne Zögern akzeptiert. Dabei hatte ich für Mülheim nichts Opportunes ausgesucht, sondern das erste Stück, das der berühmte Autor und Regisseur Bahram Beyzaie nach 18 Jahren Berufsverbot in Teheran herausbringen durfte. Im letzten Herbst war er mit dieser Aufführung bei uns zu Gast.

**SPIEGEL:** Sorgen Sie sich nun, ob Sie mit Ihrem anspruchsvollen Tschechow-, Kafka- und Goethe-Programm das Verständnis der Einheimischen finden?

**Ciulli:** Ich habe in Teheran ein ungeheuer neugieriges und begeisterungsfähiges Theaterpublikum kennengelernt. Beyzaie liebt zu sagen: „Sie schnuppern die Freiheit.“

**SPIEGEL:** Glauben Sie an eine baldige Lösung im Fall des von einem iranischen Gericht zum Tode verurteilten Deutschen Helmut Hofer?

**Ciulli:** Ich bin zuversichtlich, daß er vor uns wieder zu Hause sein wird.

## Am Rande

## Zukunftsmarkt Skalpell-TV



„Ich schau’ dir in den Magen, Kleines“, gurrte der coole Oberarzt, während ihm die blonde OP-Mieze den

Laser reicht und voll Ehrfurcht „Die Macht sei mit dir“ haucht. „Same procedure as every day“, antwortet er lakonisch, doch nach ein paar Schnitten weiß er es besser. Die Patientin ist kein Fall fürs Messer, sondern für letzte Worte: „Hasta la vista, Baby“, knurrt er, sauer, daß sie ihm die Heldenrolle versaut hat.

Zugegeben, alles nur geträumt: Ganz so filmreif war das noch nicht, was vergangenen Mittwoch aus dem großen OP-Saal der Hautklinik Stuttgart-Bad Cannstatt übers Internet in alle Welt gesendet wurde. Zähes Drehbuch, lateinische Untertitel („Crosse magna, Perforansvenen-Dissektion“), Hauptdarsteller verummt. Aber es war ja auch gerade mal die erste deutsche Internet-Live-Schaltung aus der Vollnarkose, da gilt es, die Pioniertat zu loben, statt handwerkliche Mängel zu rügen. Denn das Genre hat Zukunft. Wenn die Chirurgen erst mal Stirnkameras tragen und die Regieautomatik zur Skalpell-Cam umschaltet, kann sich das Fernsehen auf harte Konkurrenz gefaßt machen: Im Kinderprogramm steht dann gegen den anämischen Zeichentrick die kleine Mandeloperation (echt mit Blut, aber ganz harmlos). Nachmittags gibt es Haushaltsunfälle, da darf es dann schon mal ein Fraktürchen mehr sein, und zur Prime-Time, gegen den „Tatort“, ein OP-Thriller mit fairer Exitus-Chance. Das Ganze mit straffgebaute Halbgöttern an den Instrumenten und flinken Damen im Schwesternkittel. Höhepunkt des Abends: die Late Night Show mit Wunschoperation, zur Premiere bitte Susan Stahnke bei der Brustvergrößerung für den „Playboy“. Wetten, daß die Tagesschau dann uralt aussieht?